

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Wir reißten dich mitten aus der Arbeit, Jost,“ sagte der Graf, „aber auch das Geschäftliche muß einmal zur Erledigung kommen. Auf deinen Wunsch ist es in Bezug auf die Verwaltung von Gotternegg vorläufig beim alten geblieben. Lillian denkt nun aber daran, zu ihrer Erholung nach dem Süden zu gehen und wird sich später wahrscheinlich im Auslande niederlassen. Aus den Fideikommissgütern steht ihr kein Erbe zu, aber Barkapitalien ist nicht zu verfügen: die Auseinandersetzung bietet also keinerlei Schwierigkeiten. Es handelt sich nun darum, einen Gerichtstag festzusetzen.“

„Ich bin immer zur Verfügung, Vetter,“ erwiderte Jost, „glaube aber, daß die nötigen Arrangements sich doch nicht so rasch erledigen lassen werden. Hört mich einmal in Ruhe an. Ich bin meiner ganzen Natur, meinem Wesen und meiner Veranlagung nach nicht dazu geschaffen, das Fürstentum, das auf meinen Augen steht, so zu vertreten, wie Ruhm und Glanz der Vergangenheit es wünschenswert erscheinen ließen. Ich bin auch im Begriff, mich mit einem armen bürgerlichen Mädchen zu verloben, und schon dadurch würde für mich die Weiterführung des Fürstentitels in Frage gestellt sein. Ich will nicht darum kämpfen wie unser armer Volkso — ich habe die Absicht, freiwillig auf Titel und Namen Verzicht zu leisten und mich künftighin Jost von Kempten zu nennen, ein Name, der unserem Geschlecht ja gleichfalls zusteht und den ich bereits bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten geführt habe. Damit würde nach dem Majoratskoder freilich auch die fideikommissarische Bindung des Gotterneggischen Besitzes erlöschen. Aquaten gibt es nicht mehr, das Majorat haftet am Namen, es müßte als solches also zerfallen werden. Eine so große Herrschaft läßt sich aber nur zusammenhalten, wenn man imstande ist, auch böse Wirtschaftsjahre zu überdauern. Und dazu fehlen mir die Ressourcen; ich habe zudem Lillians Einlagen herauszahlen.“

„Davon ist keine Rede!“ warf die Fürstin kopfschüttelnd ein. Doch Jost nickte ihr freundlich zu und fuhr fort: „Doch, Lillian. Ich nehme nichts, was mir nicht gehört. Ich will meinen eigenen Besitz auf das Stammgut Gotternegg beschränken und die übrigen Güter verkaufen. Es wird mir nicht leicht, das gesteh' ich euch zu. Aber der Gedanke, daß mir die Urhölle verbleibt, das Stück Erde, auf dem unser Geschlecht erblüht und stark geworden ist, tröstet mich auch wieder. Vielleicht . . . nein — kein Vielleicht. Zu hoffen bleibt uns immer; doch erst —“ und ein tiefer Atemzug hob seine Brust — „wollen wir leben!“

Lillian streckte ihm ihre Hand hin. „Jost — ich weiß nicht, ob dein Entschluß gut ist oder nicht; aber das weiß ich, daß du recht tust, dir dein Glück zu suchen, wo du es

findest. Ich ahne, wer deine Braut ist und freue mich von ganzem Herzen über deine Wahl.“

„Ich gratuliere dir ebenso aufrichtig, Jost,“ sagte Graf Darro; „ich kann von meinem Standpunkte aus, der im Prinzip nicht der deine sein mag, deiner Titelauftragung auch nur zustimmen. Es wäre ja nicht unmöglich, daß des Kaisers Majestät in Anbetracht des Umstandes, daß keine weiteren Gotterneggischen Aquaten existieren, in eine Aenderung der Majoratsbestimmungen willigen würde; aber . . . mein lieber Jost, ich halte die Auflösung des Fideikommisses für ein großes Glück, das dir eine Freiheit wiedergibt, die deinen Vorfahren versagt war. Du bist hundertmal besser dran als sie es waren; du kannst auf deinem Besitz nach Gefallen schalten und walten — du darfst schließlich auch das Mädchen deiner Wahl heimführen, ohne nach Rang, Stand und Geburt zu fragen. Ich bin kein Anhänger der sogenannten Tradition, die den Nachkommen Ketten um die Fäße legt und ihnen die Möglichkeit eigener Entschliebung raubt. Aber ich will einmal gelten lassen, was bei dir eine Art Pietätsgesühl sein mag; ich will zu verstehen suchen, daß dir die Auflösung des jahrhundertalten Besitzes nahe geht. Ist das denn im letzten Grunde nicht zum Besten der Kommenden? Du hast gewiß recht, wenn du sagst: zuerst wollen wir leben. Ja, wohl, Jost — immer hat zuerst wollen wir leben, und das soll ihm kein übertriebener Vorurteil und keine sentimentale Schwäche verkümmern! Wir schaffen in der Gegenwart für die Zukunft — nicht für die tote Vergangenheit. Auch die Freiherren von Kempten sind Gotterneggs — und wenn es deinen Söhnen und Enkeln gelingen sollte, wieder den alten Gesamtbesitz unter sich zu vereinigen, so wird das nur möglich sein, weil je dem von ihnen die schaffende Hand frei bleibt. Sei froh, Jost, daß die Fesseln gefallen sind — nicht deinem wegen allein, sondern vor allem um der jungen Brut willen, die am Fuße des Hohen flügge werden und dir dankbar sein wird, daß man ihr nicht die Schwingen beschnitt.“

Jost hatte schweigend zugehört. Er harmonisierte wenig mit dem Vetter, und er empfand gerade im Augenblick um so weniger das Bedürfnis, auf seine Ausführungen einzugehen, als es ihn danach drängte, zu Eva zu eilen, die nach dem Prinzenhause übersiedelt war, um sich mit den beiden barmherzigen Schwestern und der Madame Galsont in die Pflüge Annemaries zu teilen. Zudem eilte es Jost, das rein Geschäftliche zu Ende zu führen. Es gab noch mancherlei zu besprechen. Zwar lauteten die Majoratsbestimmungen so klar, daß kaum Schwierigkeiten erwachsen konnten; aber es mußte berücksichtigt werden, daß infolge der Auflösung des Familienbesitzes als unteilbares Ganzes auch Annemarie und die kleine Dina erbberichtig wurden. Lillian wehrte sich dagegen, für Dina, der ja aller Voraussicht nach so wie so ein bedeutendes Vermögen zufallen mußte, Anspruch auf das Erbe der Gotterneggs zu erheben. Es war jedoch die Frage, ob sie für ihre Tochter überhaupt der Erbschaft entsagen durfte, was Jost überdies gar nicht wollte. So wurde denn verabredet, in der nächsten Woche die Berliner Anwälte her-

beizurufen und mit ihnen das Nähere für einen gerichtlichen Termin zu besprechen.

Als Jost sich verabschiedet hatte, blieb Vilian noch einen Augenblick, die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen, wie sinnend inmitten des Zimmers stehen. Ein leiser Schauer überrieselte sie, als umwehe es sie kalt. Sie dachte daran, daß sie nunmehr allein, ganz allein noch die Fürstkrone der Gotterneggs trug. Und sie war aus der Fremde gekommen. Mehr noch: sie war aus der Tiefe gestiegen. Sie kannte ihres Hauses Ursprung; der war dunkel. Der Großvater hatte in Sacramento Gold gewaschen und irgend eine aufgefahrene Dirne geheiratet; der Urahn hatte vielleicht in einer englischen Stadt die Straßen gekehrt. Und sie — sie schmückte der Fürstentum eines Geschlechts, dessen letzter männlicher Sprosse sich aller Titel und Würden entäußerte, um glücklich werden zu können. Sie trug mit ihrem Reichtum allein noch diese fürstliche Krone — und war aus der Fremde gekommen und aus dem Dunkel.

Ein leiser Schauer brüchlich sie, ein Gefühl der Vereinsamung. Wie hilflos und sehnsuchtsvoll blickte sie hinüber zu Harro, dessen schlank und feste Gestalt sich von der Balle des Fensters abzeichnete. Er schaute in den winterlichen Park, über den die Blüten rieselten; er schaute in die schlummernde Natur — und ein frohes Lächeln ging über sein Gesicht.

Er redete sich und wandte sich um.

Jost hatte Belten abgeholt; nun eilten die beiden nach dem Prinzenhause. Es war derselbe Weg, den Jost viel hundertmal geschritten war; aber heute dünkte er ihm länger als je. Der Schnee knirschte. In den Birken sah ein Schwarzumkräuselter Krähen, schwarze Punkte im Glanz der Natur. Um die Douglaskiefern häubte eine weiße Wolke stimmender Kristallatome, die ein Windzug hob und wieder langsam auf die Nadeln niederließ. Aber nur leise ging der Wind; es lag Frieden über der Landschaft.

Im Boudoir Annemaries sah Eva zu Füßen der jungen Fürstin.

„Genug?“ fragte sie und ließ das Buch sinken, aus dem sie vorgelesen hatte; „sind Sie müde, Durchlaucht?“

„Ich bin es, wenn Sie nicht Annemarie zu mir sagen. Dann bin ich nicht nur müde, sondern auch böse. Eva, wir sind ja doch Freundinnen geworden! Wie soll ich Ihnen denn anders danken für Ihre treue Pflege und alle Ihre Liebe als durch meine Freundschaft? Wird es Ihnen so schwer, mich beim Vornamen zu nennen?“

„Es ist nur Vergesslichkeit — seien Sie nicht böse. Vielleicht kommt auch ein wenig Schüchternheit dazu. Das ist sehr selten. Bei Jost und Belten empfand ich sie nicht, obwohl das doch Männer sind. Ich empfand gar nichts dabei, als sie mir eines Tages das Du anboten. Woher mag das wohl kommen?“

„Ja, woher? Bloß, weil Ihr Studiengenossen waret? Ich glaube, das ist eine Empfindungsfrage, über die sich nicht rechten läßt. Ähnliches fühlte ich auch zuweilen. Ich habe zwei gute Freunde: Belten und Otto Reichke. Der eine war mein Spielfreund und der andre mein Lehrer. Beide mäßten mir eigentlich gleich nahe stehen oder am nächsten noch Belten. Aber sehen Sie: so innig, wie ich mich Otto anvertraue, wage ich mich Belten gegenüber doch nicht zu geben. Und das tut mir manchmal von Herzen leid, denn ich weiß wohl, daß er meine Dankbarkeit verdient. Empfindungsfrage, nicht wahr?“

Eva nickte. Sie sah auf einem Taburett neben der Chaiselongue, auf der Annemarie ruhte, hatte das Buch fallen lassen und verschränkte die Hände über die hochgezogenen Änie. Sie erwiderte und schaute gedankenvoll auf die Rosenbuketten im Teppich. „Er ist lange nicht hier gewesen,“ sagte sie träumerisch.

„Wer? Otto? — Ja, liebe Eva, er hat doch noch mehr zu tun, als sich nur mit mir zu beschäftigen! Verdöhnt hat er mich freilich. Hat mich nicht nur als halbe Leiche hierher transportiert und ist nicht nur hier geblieben, bis ich wieder einigermaßen lebensfähig war, sondern ist in der ersten Zeit auch allsonntäglich herübergekommen, um sich vom Fortschreiten meiner Besserung zu überzeugen. Er ist ein lieber, treuer, anhänglicher Freund. Ich möchte ihm so gern etwas Gutes erweisen, aber ich weiß bloß nicht was. Ich möchte ihm eine hübsche Striderei machen, aber ich stricke so schlecht. Schade, daß ich nicht malen kann, dann hätte ich ihm das Prinzenhaus gemalt oder den Bogen oder die Schleuse — die Schleuse hat er besonders gern . . . glauben Sie, daß ich

noch malen lernen würde? Oder auch nur zeichnen? Ich weile mich so . . .“

Eva lachte fröhlich auf. „Gott sei Dank, daß Sie sich wieder langweilen können,“ rief sie. „Das ist das beste Zeichen für Ihre Genesung. . .“ Sie schaute aufmerksam in das Gesicht der jungen Frau. . . „Aber der Ausdruck im Auge gefällt mir noch nicht. Der ist mir noch zu winterlich; ich möchte ihn leuchtlicher haben, sonniger und lachender. Wollen wir es nicht noch einmal mit der Grete versuchen, Annemarie? Soll ich sie rufen lassen?“

„Nein, Eva . . . oder doch — ich will mich bezwingen. Ich will wieder ganz, ganz gesund werden — ich will wieder einmal fröhlich sein — ach, ich möchte so gern vergessen. . .“ Sie preßte den Kopf tiefer in die Kissen und schaute mit weit geöffneten Augen zur Zimmerdecke empor. „Ich wollte, es wäre alles nur ein Traum gewesen. Mir ist zuweilen so. Es ist gräßlich, an all das zurückzudenken.“

„Denken Sie an künftige Zeiten, Annemarie.“ „Man kann die Erinnerung nicht löschen. Ach, wenn das ginge! Es war zu furchtbar — wie ein Sturz aus dem Himmel. . .“ Eva, ich habe so glücklich gelebt. Und dann auf einmal. . .“ Sie richtete sich auf. . . „Was soll ich mir noch den Kopf zermartern, wie alles gekommen ist,“ sagte sie klagend, „ich verstehe es doch nicht, ich fasse es nicht, ich werde es nie begreifen. Aber ich fühle, daß ich das Sterben überwunden habe; ich möchte auch weiterleben. Ich will — ja, ich will vergessen. Lassen Sie mir die Grete rufen, Eva. Sie soll mir von ihrem Glück erzählen, von der Hochzeit, von ihren neuen Kleidern und allem. Sie soll wieder lustig schwagen, wie früher. . .“

Es klopfte. „Mit untertänigster Permission,“ sagte Jost, die Tür öffnend, „darf man herein?“ — Die beiden Männer standen bereits im Zimmer und verneigten sich. „Mir ist, als ob ich ein Heiligtum beträte,“ bemerkte Belten. „Mir ist, als stände ich im Tempel der Hoffnung,“ sagte Jost. Annemarie nickte ihnen zu. „Redet keinen Unfug, geehrte Herren, nehmt euch ein paar Stiesel und setzt euch zu mir. Jost, was hast du da in der Hand?“

„Ein Buch, Schwesterherz.“ „Das sehe ich, aber was für eins.“ „Ein Dokument,“ sagte Belten, „ein wissenschaftliches, doch auch ein menschliches.“

„Ah,“ rief Eva und sprang auf, „das Gutenberg-Buch?“

„Ja, Eva,“ antwortete Jost, „und das ist dein Exemplar.“

Sie nahm es, bewunderte den Einband, schlug es auf, las den Titel und dann das Widmungsblatt, wurde rot und reichte Jost die Hand. „Ich danke dir, lieber Jost — aber so rege war meine Mitarbeit nicht, daß du meinen Namen zu nennen brauchtest. Du machst mich unnützig stolz. . .“ Und damit schlug sie das Buch wieder zu und legte es auf den Tisch.

Jost war verblüfft; er hatte mit Bestimmtheit erwartet, sie werde weiter blättern. Belten lächelte. „Nun bist du hereingerasselt, witziger Held,“ sagte er leise, und laut fügte er hinzu: „Willst du dir das Buch denn nicht ein wenig näher ansehen, Eva?“

„Es eilt mir nicht,“ entgegnete diese harmlos. „Aber mir eilt es!“ rief Jost aufgeregt. „Gib es mir,“ sagte Annemarie bittend; „ich möcht' es mir auch einmal anschauen.“

„Nein, das geht nicht, Annemarie. . .“ Jost hatte einen roten Kopf bekommen und wurde immer lebhafter. „Das geht nicht. Zuerst muß es Eva durchblättern. Es steht da nämlich etwas drin —“

„Aber ich weiß ja, was drin steht,“ sagte Eva lächelnd. „Das weißt du nicht!“ rief Jost. „Dieses Exemplar ist das Exemplar, welches . . .“ Herrgott, jetzt kommt alles anders, wie ich wollte! Eva, ich hatte — also, ich hatte dir da hineingegeben —“

„Ich würde es jetzt lieber sagen,“ bemerkte Belten trocken.

„Gut!“ schrie Jost wütend. Er war wirklich ärgerlich, und er schrie auch. „Gut! Eva, ich hatte mir alles so hübsch gedacht, aber du hast die Geschichte verfahren! Es war poetisch und niedlich und sollte mich über meinen Mangel an Sprachtalent hinwegbringen. Doch jetzt spreche ich!“

„Sogar sehr laut,“ warf Annemarie verämbert ein, und Eva sagte, wieder nach dem Buche greifend: „Ja, aber was hast du denn —“

„Halt!“ rief Jost und nahm ihr das Buch fort, „jetzt bin ich im Zuge. Jetzt sollst du's nicht lesen, sondern hören! . . .“ Er atmete tief auf, gleichsam als Vorbereitung für das, was kommen sollte, und dann unschlag er auf einmal Eva, küßte sie herzlich und rief: „Ich liebe dich! Eva, Eva, Eva — ich liebe dich! . . .“

Nun war es gesagt, und viel besser mündlich als schriftlich, denn der Mund sprach noch weiter, und es wollte nicht enden — so viel hatte man sich zu küssen und so viel zu sagen. . . .

Annemarie lag still und ruhig, als sie vernahm, daß der Name Gotternegg aussterben sollte. Von ihrem Plaze aus konnte sie durch das Fenster in weiter Ferne den Burgfried des Gogen ragen sehen. Abenddunst umwehte ihn schon — so war auch der Abend für das alte Geschlecht gekommen, das da oben geherrscht hatte. Aber der neue Tag war nahe; es dümmerte zukunftsfroh, es regte sich schon ein Sonnenblick hinter den Wolken, und aus der fruchtreichen Erde stieg ein verheißungsvoller Odem auf, gleichwie den Frühling verkündend.

Ein glückliches Lächeln flog über das Gesicht Annemariés.

Belten sah es; er trat zu ihr und strich sacht mit der Hand über ihre Stirn.

„Nun bin ich zufrieden,“ sagte er; „das ist wieder mein armes Prinzesschen, das so heiter sein konnte in allen Sorgen. Das ist wieder das Gesicht meiner Freundin Annemarie. Nun bin ich zufrieden, denn ich weiß, daß das Glück wiederkommt. . . .“

Im Abenddunst verschwand die Silhouette des Gogen. Sie tauchte im Dunkel unter, das zunehmend wuchs und sich wie ein Fabeltier mit riesigen, gepeinigten schwarzen Schattentatzen über das Muthetal senkte, wo die Gotterneggs wohnten.

Aber der neue Tag war nahe, und die fruchtreiche Erde duftete schon nach dem Frühling.

Ende.

Das Debüt einer Anfängerin.

(Schluß.)

Hier lernte ich zum ersten Male erkennen, wie bei der Bühne die Willkür eines Gewalthabers leichtfertig und kraß es wagen darf, mit Existenzen zu spielen. Das Theater ist ein Staat im Kleinen; allein diesem Staate fehlt die beschworene Verfassung, die sein Oberhaupt verpflichtet, nach bestimmten Grundgesetzen die Fähigkeiten der Untergebenen zu bewerten und danach ihnen den gebührenden Wirkungskreis einzuräumen. Jede Wissenschaft fordert von ihren Jüngern das Durchschreiten manchen Grades, bevor sie die höchste Würde verleiht; jede Kunstakademie legt dem Schüler Prüfungen auf, ehe sie ihm das Zeugnis der Reife erteilt; in jedem bürgerlichen Berufe hat der Lehrling ein gewisses Maß des Könnens darzutun, bis er zum Gesellen aufsteigt, — muß der Geselle sein Probestück machen, damit die Kunst ihn als Meister anerkenne.

Nichts von alledem im Bühnenleben! Die vollstänlichste aller Künste, die mit feurigen Zungen reden soll zum Herzen der Nation, ist vogelfrei. Hier gibt es keine staatlichen Schulen, keine Prüfungsbehörden.

Die Bretter, die die Welt bedeuten, tragen jedweden, der den fähigen Schritt darauf wagen will, gleichviel ob Erziehung und geistige Fähigkeit ihn dazu berechtigen. Dieser Boden, der geweiht ist wie die Kanzel in der Kirche und die Tribüne des Parlamentes, dient willig auch dem Unberufenen zum Tummelplatz, denn die Hüter des Tempels sind, Gott sei's geklagt, nicht immer wahre Priester der Kunst.

Geschäftliches Ermessen, materielle Rücksichten, persönliche Willkür begünstigen — wie oft! — Minderwertiges und stellen roh und unverständlich das wahre Talent in den Schatten. Unfreie Bühnenherrscher, in der Wahrung ihrer persönlichen Interessen frei und keinem künstlerischen Areopag verantwortlich, handeln nicht allerorten lauter und gerecht.

So geschah es denn auch auf jener Probe zu der „Jungfrau von Orleans“, daß Eiferfertigkeit und gereizte Laune des sonst so gewandten Direktors rücksichtslos und ungehindert über Sein oder Nichtsein einer Persönlichkeit hinwegschreiten durften, die zum mindesten der eingehendsten Prüfung würdig gewesen wäre.

Angesichts so bedeutender äußerer Mittel, die wohl geeignet waren, dem verwalteten Fache der Heroinnen unserer Bühne einen vielversprechenden Nachwuchs zuzuführen, durften rechtliche Theaterfachleute nicht mit leichtfertigerlässigkeit die begabte Anfängerin ohne weiteres fallen lassen. Vielt man den Versuch für den kommenden Tag zu gewagt, — gut! so müßte man die Vorstellung aus kurze Zeit verschieben, sich mit der Novize in drei bis vier weiteren Proben eingehend beschäftigen und versuchen, ob kluger Rat und praktische Unterweisung hier auf glücklichen Boden fielen und ein

künstlerisches Eindämmen der überhäumenden Naturkraft zuwege brachten. Erst wenn solche Einwirkung fruchtlos blieb, war man zu dem letzten, harten Schritt berechtigt.

Die junge Dame mußte eine rauhe Abweisung auf dem Direktionszimmer erfahren haben. Mit tränenfeuchten Augen erschien sie zögernd auf der Schwelle zur Bühne. Sie griff nach der Stirn, als wollte sie den Schleier über das schamdurchglühte Gesicht ziehen. Allein Hut und Schirm lagen noch auf der Bank unter dem Lindenbaum. Aus allen Kulisfen richteten sich die neugierigen Blicke auf die Arme, als sie den Leidensgang antrat, um sich ihr Eigentum zu holen. Das Theaterpöbelchen ist im Grunde gutherzig und stellt sich gern auf die Seite des Unterdrückten. Aber es gibt allerdings wegen der verkommenen Genies, der „Bedürfnisse“ genug, die sich stets zurückgesetzt fühlen und eines anderen Niederlag mit Schadenfreude belächeln.

So klangen denn neben Ausrufen des Mitleids auch kaltherzige Worte an ihr Ohr, als sie schätzern die Reihe der Kunstgenossen durchschritt: „Ja, an solche Aufgaben wagt man sich eben nicht ungestraft!“ — „Mit dem Schreien allein ist's nicht getan!“ — „Erst reifer werden, ehe man sich getraut, hier aufzutreten!“ — Die Fremde hörte sie wohl schwirren, dieie gürtigen Pfeile, allein sie verwundeten sie nicht tiefer. Einen Augenblick stand sie still und schloß die Augen; dann aber richtete sie sich empor. Das Gefühl, ein so bitteres Unrecht durch die Brutalität der Mächtigen erleiden zu müssen, stieg läuternd und befreiend auf in der jugendlichen Seele. Sie nahm still ihren Hut und zog den Schleier über das Gesicht. Dann schritt sie, ohne die Umstehenden eines Blickes zu würdigen, ruhig dem Ausgang zu. An der Tür sagte Weisenbeck ihre Hand: „Sie tun mir leid, Fräulein! Trösten Sie sich! Ihr Weg ist damit nicht abgeschlossen!“ Sie drückte ihm schwiegend die Hand und wandte sich. Ein Gefühl herber Wehmut und bitteren Großes hatte sich meiner bemächtigt, als ich das arme Kind durch die Spiekruten des Mißerfolges schreiten sah. Die innere Stimme sagte mir: Dieses Mädchen wird Euch alle noch überflügeln und der Welt offenbaren, welches Juvvel Ihr vorschnell und leichtsinnig aus Euren Händen gleiten liehet! Ich sah der schlanken Gestalt nach, bis sie im Bewühl der Menge verschwand. Ich hoffte, wir würden uns zu gemeinsamer künstlerischer Tat einst wiederfinden. Und meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Als wir nach Jahren am Hoftheater in München uns freudig die Hand drücken durften, war sie zur Zierde ihrer Kunst herangereit, das damals so schön verjagte, hochgewachsene Kind — Klara Ziegler.

Aus der Naturgeschichte der Linde.

Wenn der Frühling sich anschickt, dem Sommer zu weichen, öfnet die Linde ihre Blüten, und Tausende von Bienen kommen, von dem starken, süßen Honigdufte angelockt, zur lederen Tafel. Es sind etwa drei wohlriechende Blümlein an einem dünnen Stiel, der sich vorne in drei Teile zertheilt, und hänger an jedem Blumentheile ein dünnes, gelbfarbnes Blättlein als ein kleines Jünglein — so beschreibt der alte Hyronimus Boë die Lindenblüte. Ganz so einfach aber erscheint sie dem heutigen Naturforscher nicht mehr. Die langgestielten Blütenhände entzipingen der Blattachsen als mehrfach gegabelte Trugdolden und was sie besonders auszeichnet, ist das dünne „gelbfarbene Blättlein“ Boë's, ein lanzettliches Hochblatt, dem wichtige Aufgaben zufallen. Wie sollten in dem Blätter- und Blüthengewirr die Insekten ihren Weg zur Honigtafel finden? Dieses helle Hochblatt weist ihnen den Weg. Viel später, wenn die Linde längst verblüht ist, übernimmt es eine andere Aufgabe: wenn es verrottnet ist, löst sich die Trugdolde als Ganzes, der Fruchthand bleibt beinahe, und das Hochblatt dient als Flugorgan; wirbelnd fallen die Früchte zu Boden, und während des verzögerten Falles können sie bei günstigem Winde ziemlich weit getragen werden. Sieht man sich eine einzelne Lindenblüte genauer an, so entdeckt man zwischen den fünf kahnförmig vertieften, sehr herabwändigen, grünen Hüllblättern, in deren Höhlung der reichliche Nektar offen zutage liegt, fünf schmale, weißgelbe Blumenkronblättchen, die recht mansehtlich sind. Auffallend dagegen sind die zahlreichen Staubgefäße mit ihren kleinen gelben Staubbeutelchen auf langen weißen Stielen, der Stempel dagegen mit dem untersehten grünliden Griffel und dem feinbehaarten Fruchtknoten ist wieder ziemlich winzig. Wer Augen hat zu sehen, bemerkt, daß es eigentlich zwei Arten von Lindenblüten gibt, oder genauer ausgedrückt: zwei verschiedene Zustände ein und derselben Blüte. Solange die Blüte nämlich jung ist, ist sie nur männlich; auf dem Griffel sind noch keine Narbenäste entfaltelt, die den Blütenstaub auffangen und so die Befruchtung herbeiführen könnten. Ältere Blüten dagegen zeigen verächtete und eingeschrumpfte Staubbeutel, die weit nach außen gebogen sind; die Mitte ist so freigelegt, und der Griffel, der allmählich länger geworden ist, zeigt eine deutlich sichtbare Narbe. Jetzt ist die Blüte weiblich, Selbstbestäubung ist ausgeschlossen, und sie wird nur zur Frucht, wenn ein Insekt Blütenstaub von einer anderen Lindenblüte auf der Narbe abtrifft. Steht man unter der voll entwickelten Laubkrone der Linde, so sieht man gewöhnlich vom Himmel sehr wenig, denn die Blätter sind so angeordnet, daß jeder Lichtstrahl aufgefangen wird. Sie bilden, wie man sieht, wenn man eine Zweigspitze ins Auge faßt, ein förmliches Mosaik, ähnlich wie man es bei manchen anderen Bäumen, und besonders schön zu-

weilen am Efeu beobachten kann, dessen gezackte Blätter meistens trefflich ineinander greifen und eine einheitliche Fläche bilden. Daß die Lindenblätter unregelmäßig sind, hat wohl ein jeder schon bemerkt. Aber wozu dient das? Wenn man eine Zweigspitze genau betrachtet, erkennt man den Grund; nur dadurch, daß die Blätter nicht symmetrisch sind, ist es möglich, das Blattmosaik so anzurorden, daß möglichst wenig Licht unausgenutzt bleibt. Wer dies weiß, kann an einem abgerissenen Lindenblatte folgende ablesen, wie es am Zweig gesehen hat: die innere, dem Zweige zugekehrte Seite des wachsenden Blattes ist es regelmäßig, die etwas schmaler und flacher ist. Noch viel mehr verrät das Lindenblatt! Untersucht man das Adergerüst auf der Unterseite, so entdeckt man an der sonst fast kahlen Blattfläche in den Aderwinkeln kleine Bärtchen von rostbraunen Haaren und zwar sind diese am Grunde des Blattes stark entwickelt, während sie nach oben zu immer dürriger werden. Dies sind „Milbenhäuschen“, wie der Botaniker sie nennt; sie dienen winzig kleinen Milben als Schlupfwinkel, die nämlich als Gesundheitspolizei des Lindenblattes tätig sind; sie kommen dann herab und sammeln Pilzkeime, organischen Staub und was der Wind sonst auf dem Blatte abgelegt hat, um sie zu verzehren. Diese Milbenhäuschen sind, wie man bei Morgigluft weiter ausgeführt findet, offenbar eine Anpassung der Linde an ihre winzig kleinen Freunde: man mag ein junges Lindenblatt untersuchen, immer wird man sie finden, längst ehe die Milben, die in der Risse der Linde überwintern, sie im Frühjahr bezogen haben. So gut das Blätterdach den Sonnenschein auffängt, ist es auch als Schirm gegen den Regen entwickelt. Wer bei einem Regenschauer unter einer großen Linde Schutz sucht, wird so leicht nicht naß, denn die Linde versteht es vortrefflich, den Regen auf ihren Blättern aufzufangen und nach außen zu leiten. Tattmäßig fallen dann von den Blattspitzen große Wassertropfen herab; auf der Blattfläche sammelt sich das Wasser, es gleitet in der Mittelrinne entlang, sammelt sich dann an der „Trüffelspitze“ an, der Tropfen wächst und wächst, und wenn er die Größe zu überschreiten droht, die ein Wassertropfen überhaupt erreichen kann, fällt er herab.

Vermischtes.

* **Französischer Handel mit Kriegsstrandgut.** Der Handel mit Strandgut ist in Frankreich seit vielen Jahren gebräuchlich, und zu Beginn eines jeden Sommers wird das Strandgut, das sich an den französischen Küsten angesammelt hat, öffentlich zum Verkauf gestellt. Es ist dies eine alte Sitte, die sozusagen die Werte, die das Meer zerstört hat, wenigstens zum Teil wieder zum Nutzen der Seeleute aufleben lassen soll. All die verschiedenen Ueberreste von untergegangenen Schiffen, Teile von Schiffsladungen, alles, was das Meer im Winter verschlungen und in Trümmern an die Küste geschwemmt hat, wird sorgsam aufbewahrt und von den Marineministern registriert, und diejenigen Gegenstände, deren Besitzer man nicht mehr ausfindig machen kann, werden zugunsten der Seeleute veräußert. Die Einnahmen aus diesem Strandguthandel wandern, abzüglich des Zolles und der Vergütungskosten, in die Kasse der Invaliden der Marine. In diesem Jahre hat der Strandguthandel, wie ein Mitarbeiter des „Matin“ in einem Artikel aus Le Tréport berichtet, eine noch nie dagewesene Ausdehnung erreicht. Noch niemals zeigte sich das Meer in dieser Beziehung so fruchtbar. Es ist Kriegsstrandgut, und jedes Stück weiß eine Geschichte aus dem großen Kampf zu erzählen. Die größeren und schwereren Stücke des Kriegsstrandgutes, wie Fässer, Warenballen usw., werden in der Nähe der Küstenstelle aufbewahrt, an die sie der Zufall der Strömung und des Windes getrieben hat. Die leichter zu befördernden Gegenstände werden in den Marinébureaus untergebracht und in den Lagerhäusern der Zollbehörden in den Hafenstädten. Aus allen Teilen Frankreichs kommen die Käufer herbei, um diese Ueberbleibsel früheren Reichtums, die diesmal noch als Kriegsreliquien eine besondere Bedeutung haben, zu erwerben. Die Käufer wandern von einer dieser merkwürdigen Handelsstätten zur anderen. Brennstoffe, Kautschuk, Dese erzielen wegen ihrer Seltenheit und des gegenwärtig gesteigerten Wertes besonders hohe Preise. Viele von diesen Waren, die das Meer ausgetrieben hat, wandern durch die Händler an die Front, werden an die Soldaten weiterverkauft und kommen so auf einem Umwege wieder in den Krieg zurück, den sie entflammen. Eine besondere Abteilung bildet das Strandgut, das an sich wertlos ist und nur in seiner Eigenschaft als Kriegserinnerung begehrt wird. Da gibt es Rettungsringe, Boote, die von untergegangenen Dampfern stammen, Schiffsleitern und Kompassse von Kommandobrücken. Jene Dinge, die keinen Namen tragen und deren Herkunft, Nationalität usw. darum nicht mehr festzustellen sind, werden billiger fortgegeben, und ein Rettungsring, dessen Inschrift durch das salzige Meerwasser unleserlich geworden ist, kann bereits um 3 Francs in den Besitz eines Kriegsstrandgut-Liebhabers übergehen.

Wäertisch.

— Gerhart Hauptmann und wir Deutschen. Von H. C. P. e. y. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin SW. 11). Preis M. 1, 50.

— Der Sämann. Zeichnisse und Reden nach Hellands' Worten den deutschen Menschenkindern in großer Zahl wieder erzählt von Albert C. P. e. y. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin SW. 11). Preis M. 0, 80.

— Zertrümmerte Höhen. Ostpreussischer Zeitroman von Fritz Skowronnek. Preis 4 M., geb. 5 M., Verlag von Otto Janke, Berlin SW.

— Kriegsepigramme. Denkfzettel für England und sein Gefolge von Dr. C. Schaubert. Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin SW. 11). Preis: Gebestet M. 2, 50, gebunden M. 3, 50.

— Heft 3 des „Wieland“ (2. Jahrgang). Der künstlerische Teil bringt ein Titelblatt von G. W. Röhner, Zeichnungen von Klaus Richter, S. Valuskiel, ein farbiges Doppelblatt: „Aus Serajewo“ und ein Stützenblatt von E. Orlik zu dem Artikel von Otto Amadeus: „Bosnische Frauen.“ Ferner illustriert G. W. Röhner den Artikel von Artur Firsi: „Ein Jubiläum der Lokomotive“ mit einer ganzseitigen farbigen Zeichnung „Die erste Lokomotive in Berlin“ nebst zwei kleineren Schwarzweiß-Zeichnungen. Im übrigen enthält das Heft Schwarzweiß-Zeichnungen von Otto Schöff, W. Geiger, S. Peters und ein farbiges Blatt von E. Schilling. Literarisch bringt es außer dem Obigen Gedichte von Voerke, von Auer-Waldborn, die Skizze von Paul Barhan: „Die letzten Narren von Grodno“, die Novelle von Waldemar Bonsels: „Danf“ und von Wils. von Bode den Artikel: Die Großmannsucht in der neueren deutschen Kunst. Preis des Heftes M. 1.—. (Wieland-Verlag, Berlin W. 9, Lennstr. 4.)

— Nr. 3808 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ist soeben erschienen. Waren die vorhergehenden beiden Hefte vornehmlich den Heldentaten unserer Marine in der Nordseechlacht gewidmet, so bringt das vorliegende Heft wieder Illustrationen von den Kämpfen auf allen Kriegsschauplätzen. Besondere Erwähnung verdienen die fünf farbig wiedergegebenen Bilder von Max Helberger aus den Vogesen, der in einem Begleiterskizzen auch seine Eindrücke als Kriegsmaler an der Front schildert. Aus der großen Reihe der textlichen Beiträge der Nummer sei erwähnt deresselbe Artikel „Deutschlands Siegeswille“ von Dr. Gustav Stresemann, eine Plauderei „Das Geld im Kriege“ von Paul Dehn, sowie der instruktive Artikel „Aus Belgiens Vergangenheit“ von Professor Dr. Wolfram Michael.

— Frankfurter Universitäts-Zeitung. Das soeben erschienene neueste Heft der im Verlage von Biazel & Bergmann, Buchhandlung zu Frankfurt a. M., von Max Artur Jordan herausgegebenen „Frankfurter Universitäts-Zeitung“ mit amtlichen Mitteilungen der kgl. Universität und des Allgemeinen Studenten-Ausschusses“ verdient seines reichen Inhaltes wegen einen besonderen Hinweis. Prof. Dr. J. Horowitz trägt an erster Stelle mit einem Aufsatz über „Die orientalischen Studien an den deutschen Universitäten“ bei. Stadtrat Prof. Dr. J. Fiehn behandelt die Frage einer Auslandshochschule. Der Beitrag eines Lamprecht-Schülers, Dr. Kurt Kunze in Leipzig über Diltzhens Weltanschauung schließt sich an. Zahlreiche Anregungen enthält die vielseitige Rubrik „Allgemeine Rundschau“, die neuesten Nachrichten von den Hochschulen des In- und Auslandes sind übersichtlich zusammengestellt, amtliche Mitteilungen, Kunstberichte und Bücherbesprechungen folgen. Die Zeitschrift kann zum geringen Preise von 3 Mark im Jahre bezogen werden.

Logogriff.

Wenn einer eine Reise tut,
So darf ich ihm mit „o“ nicht fehlen;
Wer Geld ersparen will, fährt gut,
Kann er als Ruheplatz mich wählen.

Doch fürchterlich bin ich mit „a“
In fernem Land, ein tapfrier Krieger.
Weh dem, der je im Horn mich sah,
Blutgerig bin ich wie ein Tiger.

Sogar in Deutschland drang ich ein.
Hier kann mir's freilich nicht gefallen:
Ich muß den stolzen Namen leih'n
Hier nur dem Dümmlisten unter allen.

Raubst du das letzte Zeichen mir
Und willst du es durch „e“ ersetzen,
Bin ich ein köstlich Elizier;
Die Damen wissen's hoch zu schätzen.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

Weiß.	Schwarz.
1. f2 - f4+	Kg5 - h4
2. Lc5 - f6+	Tg6 nimmt f6
3. Sd7 - e5	e3 - e2 am besten
4. d3 - d4	S oder T beliebig
5. S gibt Matt.	